



Das Elend der Filmstatisten.

18.000 Männer und Frauen in Hollywood hungrig nach Engagements. Charakter und Typen. — Ein Warnungsruf.

Von Henry Dessen.

Graf Alexander Tolstoi, ein Sohn des Dichters Leo Tolstoi, hält sich zur Zeit in Hollywood (der kalifornischen Filmstadt) auf, um die Verfilmung verschiedener Werke seines Vaters zu überwachen. Kürzlich besuchte der Graf Metro Goldwyns Atelier in Culver City; aber da er etwas zerstreut ist, verwechselte er die Eingänge und wollte durch die Absperrung, an der gerade ein Hilfsregisseur Statisten für die Massen Szenen in „Auferstehung“ auswählte. Der Regisseur warf einen prüfenden Blick auf den Grafen, schüttelte den Kopf und sagte:

„Nein, Sie kann ich heute nicht brauchen. Sie sind kein russischer Typ!“

In Hollywood muß man, wenn man vom Starieren leben will, ein „Typ“ sein. Central Casting, ein Engagementsbureau für Statisten, hat gegen 18.000 Namen unter folgenden Rubriken verzeichnet:

Blonde, Gefärbte, Komiker, Charakterschauspieler (junge, mittleren Alters, alte), Tänzer, Eroten, Fette, Fechter, Outangezogene, (junge, mittleren Alters, alte), Schlitzhalsläufer, Juden, Südländer (junge, mittleren Alters, alte), Langhaarige, Kammermädchen, Mannequins, Schwimmer, Leute, die die Hauptkräfte in lebensgefährlichen Situationen vertreten wollen, Dünne, Dicke, Lange, Zahnlose, Kahlköpfige, Leute mit Narben, Chinesen, Cowboys, Kokainisten, Proletarier, Uniformierte, Keilner, Damenkomiker, Spieler, Gendarmen, Hindus, Indianer, Jodels, Maskenkünstler, Mexitaner, Zwerge, Einbeinige, Leute ohne Beine und Arme, Budlige, Akrobaten, Tiere (d. h. Menschen, die Tiere spielen wollen), Bärte und Sanschhofmeister.

Es lebt in Hollywood ein alter französischer Marquis mit großem weißem Bart, den er jeden Morgen in Milch kocht, damit er richtig glänzt. Wenn ein Regisseur eine wirklich vornehme Gesellschaft mit einem père noble unter den Gästen machen will, muß der Bart dabei sein... und der Marquis hat deshalb fast alle Tage zu zehn Dollar Besoldung. Der Bart ist seine Existenzberechtigung, sein Talent, sein Vermögen.

Nicht alle sind so glücklich. Ein gewöhnlicher Filmstatist bekommt 7 Dollar 60 Cents für den achtsündigen Arbeitstag, aber die wenigsten haben mehr als zwei Tage wöchentlich Besoldung. Oft müssen sie monatelang auf einen kleinen

Job warten... ihre Zeit geht damit darauf, daß sie vergeblich sich heben, hoffen, verhungern! Die Welt der Statisten ist eine Hölle. Trotzdem hören die Leute nicht auf, aus allen Ecken der Erde heranzuströmen. Vielleicht kommt eines Tages die günstige Gelegenheit, von der sich ein jeder träumt, vielleicht wird das Gesicht gerade dieses Statisten das mystische Z aufweisen: Der Abstand zwischen Mund und Augen, die vertikale Linie, muß nämlich, meint man, genau derselbe sein wie der Abstand zwischen den Pupillen, die horizontale Linie. Damit das Gesicht sich zum Photographieren eignet! Eine einzige Gesellschaft in Hollywood hat 150 ehemalige Polizeibeamte angestellt, nur um den Andrang vom Atelier fernzuhalten. F. A. Datis, der Statist für Famous Players Laith anstellt, ist berühmt als der Mann, der 50.000 Gesichter kennt. An dem Tage, an dem Universal „Onkel Toms Hütte“ zu drehen begann, meldeten sich 60 Aspiranten für die Rolle der kleinen Eva, 60 fast gleiche Mädchlein, alle mit gelben Ringellocken. Wenn ich morgens nach einem Atelier komme, sehe ich gewöhnlich außerhalb der Sperre eine Versammlung merkwürdiger Personen... oft Leute mit viel Haar, langgelockte russische Popen, Propheten irgendeiner Gesundheitsbewegung in ausgebleichten, bindfadenartigen Lumpen. Wenn ich abends fortahre, sitzen sie noch da.

Als der junge Fairbanks — Doug junior — im Fox Studio als „King“ zur Probe gefilmt hatte und wir über die Straße zu seinem neuen Padard, einem Weihnachtsgeschenk des Vaters hinübergingen, wurde er von Invaliden umringt, die auf einen Job in irgendeinem Kriegsbilde warteten. Er stand mitten in der Sonne, geschminkt als der Herzog von Reichstadt, und in derselben schwarzen Tracht mit der weißen Gardenia, die Sarah Bernhardt und Mand Adams auf der Bühne trugen. Die Autos jagten die Western-Avenue hinab. Rings um ihn herum auf dem Asphalt krochen Männer ohne Beine, andere Männer schlangen die Krücken! „Hallo Doug!“ Denn jeder fühlte sich als jenseitlicher.

Offiziere aus europäischen Armeen, die vor wenigen Jahren einander bekämpften, stehen nun kameradschaftlich Schulter an Schulter im Kampfe ums Dasein an Hollywoods breiter Front. Militärpersonen der verschiedensten Na-

tionalitäten jucken das Glück und das Abenteuer und das tägliche Brot beim Film.

„Wir haben allmählich Vertreter der Heere aller Länder bei uns!“ sagt Ernst Lubitsch zu mir, während vor dem Atelier junge, blonde Germanen von Krieger Typ zu Hunderten anrücken, um in Couleurstudenten in „Alt-Heidelberg“ verwandelt zu werden.

Ovend Gade hatte unlängst unter seinen Statisten einen früheren russischen Offizier, der sich in seiner glanzvollen Vergangenheit einen Keuschall gehalten und dessen Pferd kurz vor dem Weltkrieg das englische Derby gewonnen hatte.

„Das kann selbstverständlich jeder versuchen, mir einzureden“, sagt Gade. „Aber der Russe zeigte mir Nummern des „Graphic“ und des „Illustrated London News“ mit Abbildungen des Ereignisses. Er hatte nicht aufgeschaut.“

„Mit den Deutschen ist am leichtesten zu arbeiten“, sagt Lubitsch. „Sie übertragen die militärische Disziplin auf den Film. Ich hatte neulich einen Grafen Somps. Er spielte einen Portier — ein feindlicher Monarchistmeister in Portieruniform! Aber er schlug die Hacken zusammen, nahm Haltung ein und sagte: „Zu Befehl!“... ich war sein neuer Chef, das war der ganze Unterschied gegen eins und jetzt.“

Ich erhalte einen Eindruck, wieviel verschiedene Militärpersonen als Filmstatisten arbeiten, eines Tages, als ich mit einem Hilfsregisseur eines der großen Ateliers durchstreife. Man arbeitet an verschiedenen Stellen. Das Kohlesicht steht bläulich in die Augen, die Cooper-Schein-Lampen summen, das Orchester spielt hier Tschakowskys Herbstmelodie, dort den Walzer aus der „Aufstigen Witwe“. Außerhalb der Dekorationen — im Halbdunkel — vertreiben sich die Statisten die Wartzeit. Ein älterer Extra — wie die technische Bezeichnung für Statist lautet — schnarrt laut. Er hat Worte unter den Brillengläsern, um das Blenden der geschliffenen Linien im Lampenschein zu dämpfen. Der Hilfsregisseur zeigt mir die einzelnen Nationalitäten: Ein ehemaliger russischer Dragoneroffizier, aus vornehmer finnischer Familie, sieht auf Säbel mit einem ungarischen Hornbohusaren, ein deutscher Infanteriehauptmann, zwei Ex-Offiziere aus Uncle Sams Kavallerie, ein Marineobermaat, der bei der amerikanischen

Geandtschaftswache in Pelting Dienst getan hat, ein Dudelsackpfeifer eines schottischen HIGHLAND-Regiments und ein Vorgesetzter aus der österreichischen GARTSCHERLEICHGARDE, den Baladinen der Habsburger, sind Zuzuhauer.

Im Umkreise ihrer auch ein paar Frauen... eine kaukasische Prinzessin (behauptet sie selbst zu sein), ein kleines chinesisches Singaon Girl und eine nicht ganz junge Dame von recht gewöhnlichem Aussehen. Sie ist jedoch die Interessanteste. Ihr Name ist Frankie Baillen, vor 25 Jahren war sie das berühmteste Chormädchen in New York und stand als Nr. 1 auf dem linken Flügel des Chors in Weber und Fields Operntheater. „Das Mädchen mit den schönen Beinen“ hieß sie in den Reklamenotizen. Sie verdiente 300 Dollar die Woche, was für eine stumme Person einen Rekord bedeutete, und ein Drittel ihrer Gage ging für das Bekleiden der hübschen Beine mit Seidentrifots, die sie hoben, darauf. Die Beine waren Säulen, die das Theater trugen. Frankie Bailey zeigte sie nur in schimmernder Seide gekleidet, und sie nahm ihren Abschied, als man ohne Trübsal aufzutreten begann. Nun ist das Mädchen mit den schönsten Beinen in New York vergessen, einsam lebt sie in einem billigen Pensionat in Hollywood, und es fällt schwer, den Knien die Seide zu bewahren.

Von den 7 Dollar und 50 Cents, die ein Filmstar täglich bekommt, wenn er oder sie so glücklich ist, einen Korb zu haben, müssen sie nicht nur zurücklegen, um in arbeitslosen Zeiten durchzukommen, sondern sie müssen auch auf die teure Garderobe absparen und die wöchentliche Rate für das Auto aufbringen — denn ohne Ford können sie die Entfernungen zwischen den Ateliers gar nicht überwinden — und außerdem sich körperlich gut im Stande halten. Sie leben nur von ihrem Aussehen, und deshalb muß das typisch sein. Deshalb geht auch ein großer Teil des Verdienstes für Schönheitskliniken, Gesichtsmassage, Permanent Wobe und — bei den Männern — für Holenaufbügeln und Friseur darauf. Für das Essen bleibt nicht viel übrig. Ein Sandwich und eine Tasse Kaffee am Schautisch sind schon ein feiner Lunch.

Deshalb steht immer als ein besonders tragisches Bild ein Antritt bei Jamous Mayers Laish vor mir, wo man auf einer der großen geschlossenen Bühnen „Evening Clothes“ mit Adolphe Menjou in der Hauptrolle drehte. Die Szene stellt ein mondänes Restaurant oder einen Nachklub vor halbgefüllte Champagnergläser schmückten die Tische, Tischtücher und Servietten waren aus rosa Seide, weil diese Farbe auf der Photographie weißer aussieht als weiß. Auf dem Puffett prangt eine Nummer, halber Gerichte, alle von peinlicher Echtheit: Mächtige Pacht, ein Trüffelsteiben verziert, gebratene Spanferkel mit Zitronen in der Sauce, farcierte Puten, Spargelsalat mit rosa Sauce, der sogenannte Fancier's Soup Sauce. Und vor dieser Herrlichkeit saßen die Statisten und warteten und warteten Stundenlang hatten sie schon so sitzen müssen.

Adolphe Menjou arbeitete an einigen Großaufnahmen nebenan, und erst wenn er damit fertig war, konnte die Reihe an die Restaurantbilder kommen. Der Luft des raffiniert zubereiteten Essens stieg indessen den unterernährten Männern und Frauen in die Nase. Die Eisblöcke unter dem Kaviar wurden erneuert, der Champagner stand ab in den Gläsern. Aber vielleicht berührte das nur mich. Die Statisten haben sich daran gewöhnt, in einer Schweißwelt zu leben, immer in den eleganten Kleidern anderer Leute in den Räumen anderer aufzutreten, wo das Essen anderer Leute aufgetragen wird. Für sie ist das ganze Dasein innerhalb des Ateliers natürlich trotz der echten Sachen... alles ist

Betrug, und erst draußen treten sie der Wirklichkeit gegenüber, der Wahrheit des Lebens: Der Wohnungsmiete, den Abzahlungen und den Kinderwagen, der Arztrechnung, den zerrissenen Seidenstrümpfen

Die Statisten haben ihre eigene Sprache, sie drücken sich stets im Frühlings aus. Zwei Männer treffen sich im Atelier, und der eine erzählt dem andern, daß seine Frau etwas Kleines bekommen hat:

„Einen Scheiß?“
„Nein“, versetzt der glückliche Vater, „einen Vampyr!“

Ich bin gerade bei Paramounts im Büro, als aus New York angerufen wird. Die Stimme am andern Ende des Koninkens sagt:

„Hier ist B. A. Holmes. Ich suche einen Job für meine Frau beim Film. Sie ist kränkelnd und fünf Fuß, drei Zoll und...“

Paramount erwidert: „Dieses Gespräch hätten Sie sich sparen können. Schicken Sie ihre Frau in eins von unsern Ateliers nach Long Island hinüber, dann kann man sie sich dort an-

Die Näherin.

Es lauft die Maschine. Es bauscht sich das Linnen.

Die Stunde rinnt. Kostbare Tage rinnen. Du siehst müde zu der Nacht gebückt — Und wenig Freude ist, die dich beglückt.

Es schwellen Säume fest und schmal — Und Stiche werden ohne Zahl — Doch draußen schmückt das Abendlicht Den jungen Paaren das Gesicht.

Nur dir, aus blanker Rad gebannt, Blichs heitres Wondeln unbekannt. Es ziert kein Lächeln deinen Mund. In deiner Augen Dämmergrund

Der Armut bittere Sorge glüht, Indeß deine Hand sich müht Um das verdammte weiße Linnen! Es lauft das Rad. Kostbare Jahre rinnen.

Gustav Lenterich

Sie wollten sich nur nach den Preisen erkundigen.

Wir hatten uns tatsächlich nur nach den Preisen erkundigen wollen, meine Freundin und ich, — doch während uns das Lehnmädel die Tür öffnete, sah ich wie der wunschraubende Rayonchef auf die arme, kleine Verkäuferin losstürzte.

„Die Herrschaften haben sich nur nach den Preisen erkundigen wollen!“ hörte ich sie noch trostlos sagen. — Dann schlug die Tür hinter uns zu.

Das war nun schon das drittemal an diesem Vormittag, und immer das gleiche Bild: während wir gingen, der wütende Chef, der sich auf die arme Verkäuferin stürzte, die dann verzweifelt ihr: „Die Herrschaften haben sich nur nach den Preisen erkundigen wollen!“ vorbrachte.

Was sollte das bedeuten?

Die Verkäuferin eines großen Modegeschäfts gab mir die Erklärung.

„Leben Sie,“ sagte sie mit einem schönen Blick nach dem herumwandernden Chef, „wir haben einen arg regnerischen Sommer hinter. Die Damen sind in der Stadt, plötzlich beginnt es zu regnen. Ein Schwimmbad ist nicht da, der Regen wird irgendwie bald wieder anfangen, und das das Ankaufvergnügen Geld kostet, so geht man halt in das nächste Geschäft.“

sehen. Und lassen Sie sie nicht in die Nähe eines Zuges nach dem Westen kommen. Hier ist voll Wiedersehen.“

Eines Tages lese ich in der Zeitung, daß Balda Valkyrien angekommen und die Presse in Christies Hotel empfangen hat... Die Dame mit dem merkwürdigen Namen behauptet den Reportern gegenüber, sie wäre Dänin und hätte die Hauptrolle in vielen dänischen und schwedischen Filmen gespielt. Man erzählt ferner, daß sie, ursprünglich Tänzerin, mit einem Baron von Dawis (Kandinavischer Uradel) verheiratet gewesen und als schönste von 60 000 dänischen Frauen in einem vom König selbst veranstalteten Schönheits-Wettbewerb ausgewählt worden sei! Balda Valkyrien überlebt als Sensation nicht die nächste Nummer der Zeitung. Sie fällt morocens eine Spalte, bis zum Abend ist sie vergessen, und am nächsten Tag kann auch sie anfangen, sich vergeblich abzuhaken, zu hoffen, zu verhungern, eine von den 18 000 außerhalb des Ateliers. Reife nicht nach Hollywood, um zu filmen. Es ist eine Hölle.

Da nun aber einmal die Geschäfte zum Staufen und zum Verlaufen da sind, es draußen aber immer noch regnet, so tut man halt so. — — Setzt sich an den Tisch und läßt sich die unmöglichsten Dinge zeigen. Und je länger es regnet, um so mehr Waren kann die Verkäuferin heranschleppen. — Nichts ist gut genug, nichts ist recht, — die Verkäuferin ist verzweifelt und gibt sich alle Mühe. Die Tische ist schon überfüllt, als sich eben plötzlich der Himmel aufheitert, die Herrschaften sich mit gnädigem Kopfnicken von ihren Stühlen erheben — und gehen. — Und nichts gekauft haben, natürlich, wie es ja auch ihre Absicht war.“

„Und die Verkäuferin kann die ganze Geschichte wieder forkräumen!“ unterbrach ich die Erzählerin mitleidig.

„Ja, wenn das alles wäre!“ fuhr sie fort, Handtäusch und Strawatten vor mir ausbreitend, als der Chef wieder einmal misstrauisch in die Nähe kam. —

„Sie sehen es ja. Immer schleicht er da herum. Die Zeiten sind schlecht, es gibt Tage, an denen fast nichts in die Kasse kommt. — Darum sieht man das Personal, entläßt die einen — und behält von den Tüchtigsten die besten Kräfte. Und auch diese sind ständig kontrolliert.“

Nun kommen diese „Regen-Gäste“, und jene andere, die noch schlimmer sind, die nämlich aus Langeweile kommen. Man sieht es ihnen ja nicht an der Nase an. Man bemerkt sich, ihren Wünschen gerecht zu werden, — aber es ist zwecklos. Und bis man diese Zwecklosigkeit einsehen hat, hat der Regen aufgehört oder ist die Neugierde befriedigt. Die Herrschaften gehen — und schon steht der Chef hinter einem: Die können nicht verlaufen, Fräulein, das ist ja unerhörte, — wenn die Damen nichts hätten kaufen wollen, wären sie nicht so lange geblieben. Ich hoffe, daß es das letzte mal —!

Ja! Gestern z. B. ist aus diesem Grund bei uns eine Verkäuferin entlassen worden!“

„Guten Tag“ — Der Chef steht vor mir, unbemerkt hat er sich herangelehnt — „Ich würde Ihnen unbedingt zu diesem Seidenbinder raten, sehen Sie, diese Dessins — —“

Ich entsetze.

— — der Herr hat sich nur nach den Preisen erkundigen wollen — —,“ höre ich meine Verkäuferin hinter mir murmeln.

Dann setze ich auf dem Boden auf der Straße. Karl Otto Winckler.

Nach zwanzig Jahren.

Von Williams Edwin Porter.

Der Revierpolizist schritt gravitatisch die Allee entlang. Sein Gang war in seiner Natur gelogen und keineswegs markiert, denn es waren nur ganz wenige Zuschauer auf der Straße. Es war wohl kaum erst zehn Uhr abends, aber frostige Windstöße mit kleinen Regenschauern hatten die Straßen beinahe geleert.

Er probierte an den Türen, ob sie geschlossen seien, schwang seinen Stock mit viel Schwichtigkeit und in kunstvollen Bewegungen, schritt auf und nieder, um sein wachames Auge die Verkehrsstraße herunterzuleiten zu lassen. Der Polizist mit seiner kräftigen Figur und seiner etwas von oben herablickenden Art war ein ganz nettes Bild für einen Friedenswächter. Seine Nachbarschaft gehörte zu jenen, die bald zur Ruhe gehen. Nur hier und dort konnte man die Lichter eines Zigarettengeschäftes oder einer Schenke, die die ganze Nacht offenhielt, gewahren. Doch die Mehrzahl der Türen gehörte Geschäften an, die schon seit langem gesperrt hatten.

Als sich der Polizist etwa in der Mitte eines Säuerbiererecks befand, verlangsamte er seinen Gang. Beim Türeingang eines Eisenwarengeschäftes lehnte ein Mann, der eine unanzehrbare Zigarre im Munde hielt. Als sich ihm der Polizist näherte, begann der Mann rasch zu sprechen.

„Es ist alles in Ordnung, Herr Wachtmeister“, versicherte er wiederholt, „ich bin im Begriffe, hier einen Freund zu erwarten. Es handelt sich um eine Vereinbarung, die wir vor zwanzig Jahren miteinander geschlossen haben. Es kommt Ihnen wohl ein bißchen spassig vor, nicht wahr? Schön, ich will Ihnen erklären, damit Sie gewiß sind, daß alles in bester Ordnung ist. Vor jener langen Zeit war nämlich hier an dieser Stelle, wo jetzt der Laden ist, ein Restaurant — Big Joe Bradys Restaurant — so hieß es.“

„Noch bis vor fünf Jahren war es hier.“ entgegnete der Wachtmeister. „Es wurde dann eingegriffen.“

Der Mann vor der Geschäftstür riß ein Rindholz an und zündete sich die Zigarre an. Das Licht enthüllte ein bleiches, viereckiges Gesicht, mit unternehmend dreiblickenden Augen und einer kleinen weißen Narbe nahe bei der rechten Augenbraue. Er trug eine Krawattenadel, die einen großen Diamanten trug, der ganz sonderbar gefaßt war.

„Heute vor zwanzig Jahren“, sprach der Mann, „habe ich hier bei Big Joe Brady mit Jimmy Wells, meinem besten Kameraden, dem wackersten Burschen auf der Welt, gegessen. Er und ich sind hier in New York aufgewachsen, und wir waren wie zwei Brüder miteinander. Ich war damals 18 Jahre alt, Jimmy zählte 20. Am folgenden Morgen mußte ich nach dem Westen reisen, um dort mein Glück zu versuchen. Den Jimmy konnte niemand dazu bewegen, New York zu verlassen. Er hielt es für den einzigen Ort auf der Erde, wo man leben konnte, nun, und damals gelobten wir einander, daß genau zwanzig Jahre nach diesem Tage wir uns hier an dieser Stelle treffen wollten, ohne Rücksicht darauf, in welchem Zustande wir uns dann befinden würden und ohne Rücksicht auch auf die Entfernung. Wie nahmen an, daß in zwanzig Jahren jedem bereits sein Schicksal bestimmt sein und jeder sich ein Vermögen erworben haben würde.“

„Es klingt höchst interessant“, sprach der Polizist, „doch scheint es mir für eine Vereinbarung eine ziemlich lange Zeit zu sein. Haben Sie, seit Sie Ihren Freund verließen, nichts Näheres mehr von ihm gehört?“

„O doch, eine Zeitlang haben wir miteinander korrespondiert“, sagte der andre. „Doch ein oder zwei Jahre später verloren wir die Verbindung miteinander. Sie wissen, daß der Westen hübsch groß ist, und ich habe mich dort überall herumgetrieben. Doch ich weiß sicher, daß Jimmy bestimmt zu dem Rendezvous kommen wird, falls er am Leben ist, denn er war der treueste und verlässlichste Bursche, den die Welt gesehen hat. Er hat es bestimmt nicht vergessen. Ich bin etwa tausend Meilen weit hergereist, um vor dieser Türe stehen zu können, und es ist der Mühe wert gewesen, wenn mein alter Kamerad hier auf der Bildfläche erscheint.“

Der wartende Mann zog eine nette Taschenuhr heraus, deren Deckel mit Brillanten besetzt waren.

„Es fehlen noch drei Minuten an zehn Uhr“, kündigte er jetzt an; „es war genau zehn Uhr, als wir damals aus der Türe des Restaurants heraustraten.“

„Es war wohl schön, dort im Westen, nicht wahr?“ fragte der Polizist.

„Dennertwetter, das können Sie sich wohl denken! Ich hoffe, daß es dem Jimmy nur halb so gut gegangen ist, dann ging's ihm noch sehr gut. Denn er war ein guter Arbeiter und ein prächtiger Kerl. Ich selbst mußte alles Mögliche anstellen, um zu einem Vermögen zu kommen. Der Mensch veräuert nämlich in New York. Man muß nach dem Westen wandern, um Gerechtigkeit zu werden.“

Der Polizist schwang seinen Stock und sprang eine oder zwei Stufen aufwärts.

„Ich muß meine Kunde antreten. Ich hoffe, daß Ihr Freund noch zur rechten Zeit kommen wird. Erwarten Sie ihn denn ganz pünktlich?“

„Nicht ganz, muß ich sagen“, erwiderte der andre. „Ich will ihm wenigstens eine halbe Stunde zugeben. Aber wenn Jimmy lebt, dann wird er innerhalb dieser Zeit zuverlässig hier sein. Leben Sie wohl, Herr Wachtmeister.“

„Gute Nacht, mein Herr“, sagte der Polizist, indem er wieder seine Kunde antrat und im Vorübergehen an den Türen probierte, ob alles in Ordnung sei.

Ein feiner Regen rieselte jetzt hernieder, und der Wind hatte sich von unregelmäßigen Stößen zu einem festen, beständigen Wehen verändert.

Die wenigen Passanten des Stadtteiles eilten düster und schweigend mit aufgeschlagenen Koftragen und die Hände in den Taschen durch die Straßen. Vor der Türe des Eisenwarengeschäftes aber stand der Mann, der seine Zigarre rauchte und wartete. Tausend Meilen war er herbeigekost, um eine fast lächerlich anmutende Vereinbarung zu erfüllen.

Er wartete zwanzig Minuten, als ein großer Mann in langem Ueberrock mit bis über die Ohren aufgeschlagenem Stragen quer von der gegenüberliegenden Seite der Straße herbeigekost kam. Er ging geradewegs auf den wartenden Mann zu.

„Bist du es, Bob?“ fragte er zweifelnd. „Hallo, Jimmy Wells?“ rief der Mann vor der Türe.

„Willkommen“, sagte der Neugekommene, indem er die beiden Hände des anderen mit seiner Hand zusammendrückte. „Es ist Bob, so sicher wie das Schicksal. Ich war davon überzeugt, daß ich dich hier finden würde, wenn du noch am Leben wärst. Schön, ich bin, daß du da bist. Zwanzig Jahre sind eine lange Zeit. Das alte Restaurant ist verschwunden, Bob. Ich kündigt, daß es an der Stelle geblieben wäre, so hätten wir dort miteinander speisen können. Wie ist dir der Westen bekommen, alter Hans?“

„Das ist jetzt gleich. Was mein Herz begehrt, hab ich dort gefunden. Doch du hast dich sehr verändert, Jimmy. Wie hätte ich dich um zwei oder drei Zoll größer vermutet.“

„Oh, ich bin ein Stück gewachsen, seit damals.“

„Ging es dir gut in New York, Jimmy?“ „Na, so lala. Ich bin in einer städtischen Abteilung angestellt. Komm, Bob! Wir wollen ein bißchen Umschau halten, ich kenne hier einen guten Ort, dort werden wir uns einmal ordentlich über die alten, vergangenen Zeiten unterhalten.“

Die beiden Männer schritten Arm in Arm die Straße hinunter. Der Mann aus dem Westen, durch seine Erfolge redselig geworden, begann die Geschichte seines Lebens zu erzählen. Der andere hörte ihm, in seinem Kopf gewidelt, mit Interesse zu. An der Straßenecke war ein Apothekergeschäft, dessen Lampen hell erglänzten. Als sie in den Vorschein traten, wandte sich jeder gleichzeitig gegen den anderen, um ihm ins Gesicht zu blicken.

Der Mann aus dem Westen blieb mit einem Male stehen und gab des anderen Arm frei.

„Du bist doch nicht Jimmy Wells“, entsetzte es ihn, „zwanzig Jahre ist zwar eine lange Zeit, aber doch nicht lang genug, um eines Mannes Nase römischen Formates in eine Stumpfnase zu verändern.“

„Oh, es kommt sogar minuter vor, daß sich ein guter Mensch in dieser Zeit in einen schlechten verwandelt“, sprach der große Mann. „Sie werden sich innerhalb zehn Monaten in Haft befinden, Silky Bob. Man war in Chicago der Meinung, daß Sie unglücklicherweise Ihren Weg hierher eingeschlagen hätten, und wir haben eine Depeche erhalten, daß man Sie dort zu sprechen wünschte. Sie werden sich ruhig verhalten, nicht wahr? Das ist vernünftig von Ihnen. Nun, ehe wir miteinander auf die Polizeistation gehen, habe ich noch eine Nachricht für Sie, die man mich bat, Ihnen auszuhandigen. Sie können sie hier beim Fenster durchlesen. Sie stammt vom Revierpolizisten Wells.“

Der Mann aus dem Westen faltete das kleine, ihm eingehändigte Papier auseinander. Seine Hand war fest, als er es zu lesen begann, aber bald fing sie zu zittern an. Die Nachricht war ziemlich kurz.

„Bob — ich war zur richtigen Zeit am festgesetzten Ort. Als Du das Streichholz für Deine Zigarre anzündetest, sah ich, daß es das Antlitz jenes Mannes war, der in Chicago gesucht wird. Da ich es nicht über mich brachte, die Verhaftung selbst durchzuführen, ging ich davon und bat einen Revierpolizisten, die Arbeit statt meiner zu verrichten. Dein Jimmy.“

Gebanten-Splitter.

„Baumeister, Architekten und Maurer klagen über Arbeitslosigkeit. Allein der Kapitalist, dem man sagen würde: „Warum produzierst du keine Wohnungen, da doch ein so großes Bedürfnis danach ist?“ würde ehrsich verwundert antworten: „Ja, glaubt ihr, ich bin verrückt? Ich soll mein gutes Geld in eine Produktion stecken, bei der für mich gar nichts heransichanen wird, was der Mühe wert ist? Da weiß ich mir etwas Besseres: ich gebe mein Geld in die Alkoholproduktion. Mehr Alkohol ist zwar nicht so notwendig wie mehr Wohnungen. Aber die Verzinsung meines Kapitals ist eine bessere, und das ist die Hauptsache.“

Dr. Max Adler

(Die Kulturbedeutung des Sozialismus).

Jonas und sein Walfisch

oder

Vorüber sich Gelehrte des 20. Jahrhunderts die Köpfe zerbrechen.

Der Prophet Jonas ist durch seine merkwürdige Reise im Walfisch berühmter geworden als durch die Stellung, die er unter den „kleinen Propheten“ einnimmt. Darüber, ob er wirklich in dem Walfisch nach Niniveh geschwommen ist, haben sich die Ausleger der Bibel viele Jahrhunderte lang den Kopf zerbrochen, und daß diese Frage immer noch nicht zur Ruhe gekommen ist, beweisen die Arbeiten zweier französischer Gelehrter, die diesem Problem ausführliche Darlegungen widmen. Der Bibelforscher Paul Cazin hat ein gelehrtes Werk über die „Tierwelt der beiden Testamente“ veröffentlicht, und natürlich äußert er sich auch über das Seeabenteuer des Propheten, das er in aller Ausführlichkeit erzählt. Was war das nun für ein „großer Fisch“, den Gott gleichsam als Schutzmann anstande, damit er den ungehorsamen Jonas, der dem Befehl des Herrn nicht gehorcht hatte, nach der Sündenstadt bringe, die er durch eine gewaltige Dürre bedrückt auftrüben sollte? Das Tier ist durch „ganze Fluten von Einte geschwommen“. Manche Bibelforscher behaupteten, Jonas habe sich auf dem Rücken des Walfisches gerettet, so wie der Sänger Arion auf seinem Delphin. Ein Rationalist kam auf den Gedanken, es sei ein Meeräberfisch gewesen, das den Namen dieses Fisches trug und den ins Meer geworfenen Propheten entführte. Den Vogel aber hat ein origineller Bibelforscher des 18. Jahrhunderts, Hermann von der Harb, abgelehnt, der erklärte, der brave Jonas habe sich in ein Wirtshaus gerettet, das den Walfisch oder Großen Fisch als Wappen in seinem Schild führte. Ob wohl Scheffel an diesen vermurten Gasthof bei seinem „Schwarzen Walfisch zu Asalon“ gedacht hat?

Cazin kommt zu seinem sichern Schluß über die Wahrheit dieser Geschichte, aber ein Naturforscher, Henry de Variou, kommt ihm zu Hilfe, indem er nachweist, daß man durchaus nicht nötig habe, ein Wunder anzunehmen. Wenn auch vollständig allgemein das Ungeheuer, in dem Jonas reiste, als ein Walfisch bezeichnet wird, so brauchen wir doch diesen Begriff nicht eng zu fassen. Der hebräische Text spricht nur von einem großen Fisch und erst die griechische Uebersetzung hat einen Ausdruck angewendet, der auf das Walfischfisch hindeutet. Nun kann aber ein Potwal ganz leicht einen Menschen verschlingen da man ja in dem Magen eines dieser Ungeheuer einen Haifisch von mehr als 4 Meter Länge gefunden hat. Variou vermag Jonas mit einer Geschichte aufzuwarten, die an die biblische Jonaserzählung erinnert. Als im Jahre 1891 ein Walfischfänger, der „Stern des Ostens“, einen Potwal in der Nähe der Faillandsinseln harpunierte, fiel ein Hairotte namens Namens Bartley ins Meer und verschwand. Ein und einen halben Tag später fand die Besatzung des „Stern des Ostens“ Bartley im Magen eines Potwals; er war ohne Bewußtsein, aber noch lebendig. Man pflegte ihn, er kam zu sich und war nach 14 Tagen wieder vollständig gesund. Seine Eindrücke waren furchtbarer Natur: Als er begriff, daß er von dem Ungeheuer verschluckt worden war, wurde er von Entsetzen ergriffen; er atmete ohne Mühe, aber in dem engen Raum, in dem es sehr heiß war, fühlte er sich immer schwächer und fiel bald in Ohnmacht. Die Geschichte, so gut sie belegt zu sein scheint, erregt bei den Gelehrten doch Bedenken. Immerhin besteht die Möglichkeit, daß Jonas in einem Potwal reiste, und jedenfalls wollen wir in dem Walfisch des

Jonas den Ahnen unserer Unterseeboote vorzuziehen.

„Pflanzen und Blumen im Heim“

Ein Buch über Blumenpflege in der Wohnung.

Viele Menschen lieben Blumen und Pflanzen, doch fehlen ihnen die Kenntnisse, sie auch richtig zu pflegen. Um diesen Blumenfreunden die notwendigen Anleitungen zu geben, wie sie zur Verschönerung ihres Heims durch die richtige Pflege von Topfpflanzen und Topfblumen aller Art beitragen können, ist im Verlage von Rudolf Veitold & Cie., Wiesbaden soeben ein Buch „Pflanzen und Blumen im Zimmer“ von Joh. Schneider (Preis M. 2.80) erschienen, das eine große Reihe sehr wertvoller Ratschläge enthält. Nicht nur die Hausfrau, die am Blumenstand im Hause meist die größte Freude hat, auch jeder andere, der die Blumenzucht zu betreiben wünscht, wird das Buch mit regem Interesse lesen. Es behandelt nicht nur die bekannteren, sondern auch die weniger allgemein gezogenen Topfpflanzen. Der Inhalt des Buches umfaßt die allgemeinen Grundbedingungen der Pflanzenpflege, die Art der Düngung, die Besonderheiten der Blatt- und Blütenpflanzen, Zwiebel- und Knollengewächse, Kakteen, das Treiben verschiedener Zwiebelgewächse, Stauden- und Fiechtsträucher, schließlich die Ausschmückung der Wohnräume mit Pflanzen und Blumen, kurzum alles Wissenswerte auf diesem Gebiete. Es wird nicht nur dem Einzelnen, sondern auch vielen Blumenhändlern und Pflanzenhandlungen ein willkommenes Ratgeber für ihre Kundschaft sein.

Wie wäscht man Kunstseide?

1. Waschmittel: Es ist unbedingt anzuraten, zum Reinigen kunstseidener Wäschestücke nur ein hochwertiges und erprobtes Waschmittel zu nehmen. Kleinstliches Sparen bei der Ausgabe für Waschmittel ist Unsin.
2. Kunstseidene Stoffe dürfen nie und nimmer ausgelocht werden. Im allgemeinen ist eine kurze Behandlung in kalter Laune zu empfehlen. Man taucht das zu reinigende Stück Kunstseide ein und drückt es wiederholt leicht aus. Keinesfalls darf der Stoff in nassem Zustande auseinandergezogen oder gar gerieben und gewunden, sondern nur leicht ausgedrückt werden. Das Spülen hat sofort nach dem Waschen in kaltem oder schwach warmem Wasser zu erfolgen. Zum Trocknen wickelt man am besten die Kunstseide in ein weißes Tuch.
3. Bläuen soll man die Stoffe mit einem warmen Eisen auf der linken Seite unter Benutzung eines trockenen Tuches. Niemals darf hierfür ein heißes Eisen benutzt werden!
4. Zur Prüfung, ob ein farbiger Stoff, ob ein Stück Kunstseide eine Koffbehandlung verträgt, ist es das Beste, einen Zipfel des Stückes in klarem Wasser einzutauchen und über weißem Stoff oder weißem Papier auszudrücken. Ist das abfließende Wasser klar, bleibt die Unterlage unversehrt, ist der Stoff waschbar.

Allelei Hausrezepte

Kleine Rat schläge.

Von Erna Bach.

Flanell und wollene Wäsche sollte man möglichst nur in Regenwasser waschen.
 Nässeflecken auf Leinen lassen sich am besten durch Abreiben mit Borax entfernen.

Einen zu großen Kork taucht man eine Zeitlang in kochendes Wasser; dann paßt er sofort.

Bei Flaschen mit Glasstöpseln, die sich nicht öffnen lassen, wärme man die Flaschenöffnung vorsichtig über einer Flamme. Dadurch erweitert sich die äußere Glaswandung und der Glasstöpsel läßt sich leicht herausdrehen.

Gemüse verliert durch längeres Liegenlassen nach dem Abwaschen rasch das Aroma. Darum sollen alle Gemüse erst kurz vor dem Kochen abgewaschen werden.

Pflanzen reinigt man durch Aufstreuen von Salz, Erhitzen auf dem Feuer und Abreiben mit Papier, wenn das Salz braun ist.

Der Glanz eines ausgeklopften Teppichs wird erhöht, wenn man ihn mit einer in warmem Seifenwasser nach gemachten Bürste nochmals abbürstet. Das läßt die Farben wieder ganz frisch aufleuchten.

— Heiteres. —

Amerikanischer Humor. ml. Es regnet in Strömen. Ein Herr, der ohne Schirm seiner Wege geht, sieht vor sich einen anderen gehen, den er für seinen Freund Jenkins hält, und den er deshalb mit den Worten: „Hallo, gib mir sofort den Schirm!“ forciert in den Rücken stößt. Zu seinem Schrecken sieht er, daß der Mann, der sich auf die freundschaftliche Aufforderung wendet, ein Wildfremder ist. Seine Verblüffung steigert sich, als ihm der Mann nervös den Schirm einhändig und stottert: „Verzeihen Sie mir, ich — wollte nicht, daß er Ihnen gehört.“

Verraunt. Gast: „Wer ist denn der entsetzlich aussehende Mann da drüben?“ „Wieso? Das ist mein Bruder!“ „O, Verzeihung, das hätte ich doch gleich an der Ähnlichkeit sehen müssen.“

Die Richtige. „Warum bist du so nachdenklich?“ fragte er. „Ich bin nicht nachdenklich“, antwortete sie. „Aber du hast doch seit 20 Minuten kein Wort gesagt.“ „Nun, ich hatte auch nichts zu sagen.“ „Sagst du denn niemals etwas, wenn du nichts zu sagen hast?“ „Nein, niemals!“ „Wie gut du bist, mein Liebling! Willst du meine Frau werden?“

Feinsüßig. Zwei Freunde gehen auf der Straße spazieren. Plötzlich stürzt der eine in ein Haus. Als er zurückkehrt, entschuldigend er sich: „Mein Arzt ging soeben vorüber.“ „Aha“, lachte der andere, „du hast ihm wohl die letzte Rechnung noch nicht bezahlt?“ „Das nicht“, antwortete der erste, „aber es ist mir peinlich, ich bin nämlich solange nicht krank gewesen.“

Vom Punkttroller. A.: „Ihre Frau braucht einen Punkttroller. Hat sie denn schon einen Erfolg gemerkt?“ — B.: „O ja, der Punkttroller ist schon bedeutend dünner geworden.“

— Rätsel-Ges. —

Die fehlende erste Silbe

Da bann be bei bei de den des se fu kles le li lo ne on va ve tri ro ta ten teig wert. Aus vorkommenden 24 Silben sollen 12 dreißigbüge Wörter gebildet werden unter Hinzufügung einer zu ergänzenden gleichlautenden ersten Silbe. Wie heißt die Silbe und wie heißen die Wörter?

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Magisches Quadrat: Adler, Diele, Ledig, Elise, Reges.